

Ein Mann schreibt um sein Leben:

Victor, mein Freund

This is dedicated to Victor Jones
and all those men and women in any Death Row, anywhere

Es riecht nach Angst. Meine Angst. Und es riecht nach Beklemmung. Meiner Beklemmung. Es ist vier Uhr nachts. Ich wache auf, schweißgebadet.

Und da ist diese Angst. Diese Beklemmung. Ich liege in meinem Bett, auf der Seite. Nie zuvor und nie wieder danach werde ich meine Knie so hart aufeinander spüren, jeden Knochen, sie schmerzen, ich habe meine Hände zu Fäusten geballt, die Knie bis zum Kinn hochgezogen. Es riecht nach Angst in meinem Zimmer.

Ich bin sechzehn Jahre alt. Heimlich habe ich an diesem Abend ferngesehen. „Eine kleine Geschichte vom Töten“. Ein Junge, vielleicht siebzehn, bringt einen Taxifahrer um. Grausam und gewalttätig. Laut.

Der Junge wird gefasst, vor Gericht gestellt. Zum Tod durch den Strang verurteilt. Ich bin sechzehn Jahre alt und in meinem Kinderzimmer riecht es nach Angst.

Ich weiß nicht mehr, wie der Taxifahrer getötet wurde. Aber immer wieder sehe ich die rotblonden Haare des Jungen. Sehe die Angst in seinen Augen. Ich sehe den Strick und die ungeschickten Gesten, mit denen der Henker diesem Mörder die letzte Zigarette anzündet.

Ich sehe den Strick. Den Körper, der in der Luft baumelt. Der zuckt. Sich windet. Ich höre die unartikulierten Laute aus der zugeschnürten Kehle und ich sehe den Urin auf der blauen Hose des Jungen.

Mein Magen schnürt sich zusammen. Mein Puls beginnt zu rasen. Ich kann nicht mehr denken. Ich rieche Angst. Meine Angst. Ich will schreien. „Nein!“, will ich schreien. Aber ich kann es nicht. Sie hören mich nicht, die Henker. Sie sitzen hinter der Mattscheibe. Gebannt auf Zelloid. Im Antlitz des sterbenden Schauspielers spiegelt sich mein Gesicht. Ich bin sechzehn Jahre alt.

Fünfzehn Jahre lang wache ich nachts auf. Rieche die Angst und spüre die Beklemmung. Vor dem Einschlafen, diesem kurzen Moment zwischen Wachen und Schlaf, blitzt der rotblonde Schopf durch meinen Kopf.

Ich mache mein Abitur. Ich bin lustig, lache, gehe aus mit meinen Freunden. Ich mache meine Ausbildung, ziehe von zu Hause aus. Ich habe einen wundervollen Beruf. Ich heirate. Werde geschieden. Bekomme zwei Kinder.

Ich habe den Film nie wieder gesehen.

Aber da ist diese Angst. Ich rieche sie. Jede Nacht. Sie lähmt mich, sie schleicht sich in meine Gedanken. Ich kann sie nicht erklären, wem auch, ich kann sie nicht fassen. Nicht in Worte und nicht in Gefühle.

Aber es ist da. Dieses Gefühl, das mich krank machen könnte, wenn da nicht der Halt meines ganz normalen Lebens wäre.

An guten Tagen fege ich die Bilder der dunklen Todeskammer weit weg. An ganz guten Tagen blende ich den rotblonden Schauspieler aus meinem Leben aus. Cut. Ich kann den Film anhalten. Tagelang. Wochenlang.

Selbst dann, wenn das normale Entsetzen einer zehnzeiligen Meldung über eine erneute Hinrichtung aus den USA, aus China oder sonst woher für zwei, drei Minuten meinen Alltag unterbricht.

Aber dann ist da dieser Name. Carla Faye Tucker.

Ein melodischer Name. Einer, der nett klingt, ein bisschen nach Star vielleicht, ein wenig nach Musik. Ich mag Namen von Berufs wegen, ich mag es, wenn Worte schön klingen.

Ich höre diesen Namen um ersten Mal und ich weiß, dass es die Frau hinter dem Namen bald nicht mehr geben wird.

Denn Carla Faye Tucker wird hingerichtet. Ich sehe im Fernsehen das Bild einer Frau, die hinter dicken Glaswänden sitzt und strickt.

Ich weiß, diese Frau wird sterben. Denn Carla Faye Tucker ist eine Mörderin. Ich sehe meine schlafenden Kinder, streichle die vom warmen Bett erröteten Wangen. Und rieche die Angst. Meine Angst.

Irgend etwas zieht mich zum Computer. www. Schumaschine. Ich tippe Todesstrafe ein. Und lande im Morgengrauen auf der Seite der GCADP.

Zahlen. Daten. Fakten. Und Gesichter. Gesichter aus dem Todestrakt. Namen, die Brieffreundschaften suchen. Unzählige Schicksale in Bits and Bytes. Ich bin müde, vor meinen Augen schwimmt die Schrift. Ich klicke auf Victor Jones. Es ist November 2002. Am nächsten Tag schreibe ich meinen ersten Brief in das Gefängnis in Raiford, Florida.

Unbeholfen ist das, was da auf dem Papier steht.

Es erinnert mich daran, was ich geschrieben habe, als ich sechzehn Jahre alt war und eine hingerichtete Filmfigur aus meinem Leben zu streichen versucht habe. Ich plaudere drauflos, meine Hobbies, meine Familie, mein Beruf. Planlos. Inhaltslos. Blabla. Und ich zittere, als ich den Brief zur Post bringe.

Victor antwortet. Drei Wochen vergehen. Dann liegt der Brief zwischen den Kinderzeichnungen und Einkaufszetteln in meinem Wohnzimmer. Leuchtend rot der Stempel „Mailed from a State Correctional Institution“. Knastpost. Jetzt erst spreche ich mit meinem Partner.

Versuche, zu erklären, warum ich einem wildfremden Mann Briefe schreiben werde.

Warum ich mit Worten eine Freundschaft baue mit einem Mörder.

Ja, Victor ist ein Mörder, sage ich.

Zwei Menschen hat er erschossen bei einem Überfall auf einen Drugstore.

Zwei Menschen werden nie wieder zu ihren Familien zurückkehren.

Werden nie wieder ihre Kinder sehen.

Werden nie wieder – werden nichts nie wieder.

Und ja, sage ich, ja, Victor ist ein Mensch. Kein Mensch sollte einen anderen Menschen töten, nur um anderen Menschen zu zeigen, dass Töten falsch ist, sage ich.

Mein Mann sieht mich an. Verständnislos. Ich argumentiere. Zahlen, Daten, Fakten.

Was willst Du mit dem, hält der Vater meiner Kinder mir entgegen. Dein Leben ist hier, sagt er. Für den kannst Du nichts tun.

Hier ist Deine Familie, Dein Beruf. Hier lebst Du und lachst Du und jammerst, wenn Du wieder keine Zeit für Dich selbst findest. Und dann noch ein Mörder.

Und ich höre auf zu argumentieren. Ich zeige Jan das Foto, das Victor mir geschickt hat. Ich lese seine Briefe vor.

Jeden Brief. Jedes Wort.

Und Victor bleibt bei uns. Mit jedem Wort, mit jedem Brief wird sein Platz in unserer Familie größer. Wir schicken ihm Fotos in die Todeszelle. Unser Sohn auf der Schaukel. Unsere fünfjährige Tochter als Fee verkleidet.

Jan und ich bei der Taufe von Max. Die Briefe schreibe ich. Unbeholfen, immer noch. Aber unbeirrt. Ich erzähle von unserem Leben, von meinem Job und dem Garten. Von den 50 Büschen, die Jan gepflanzt hat. Von den Windpocken und dem ersten Schnee.

Wenn wir schnell sind, Victor und ich, liegen zwischen zwei Briefen keine zehn Tage.

Dann erfahre ich, wie es Victor geht. Wie er sich fühlt.

Victor kann nicht viel erleben auf seinen paar Quadratmetern.

Aber er fühlt. Er spürt. Er fühlt mit uns. Meine Briefe, sagt er, sind ein Stück Leben für ihn.

„I wish I could have a family on my own“, schreibt er.

Er schreibt von seiner Hoffnung. Von seiner Hoffnungslosigkeit. Er schreibt von seinen Erinnerungen. Die Erinnerungen an damals, vor dem Raubüberfall.

Ehrlich, schonungslos. Und ich antworte. Ich erzähle Victor Dinge aus meinem Leben, die noch nie jemand gehört hat.

There is a ribbon between our souls, schreibt Victor.

Es ist grundehrlich, was da auf dem Papier steht.

Es ist menschlich. Gefühle. Gedanken.

Sicher, es geht auch um seinen Fall, seine Situation.

Victor weiß, was er getan hat. Und er bereut es. Zutiefst.

Aber Victor ist schwarz. Und arm. Ihn unterstützt keine Familie, kaum jemand schickt ihm Geld für Briefmarken oder zusätzliches Essen.

Seine Schussverletzung am Kopf blockiert sein Denken und Handeln, seine Zuckerkrankheit lässt ihn langsam sein, lässt ihn Worte vergessen und Zusammenhänge.

„It's not easy to communicate with Victor“, schreibt mir sein Anwalt, mit dem ich Kontakt aufgenommen habe.

Nein, einfach ist es nicht, aber ehrlich.

An manchen Tagen möchte ich mein Erspartes nehmen und meine Kinder, will in ein Flugzeug steigen und Victor besuchen.

Dann weiß ich wieder, das das nicht geht, nicht so einfach.

Und schäme mich dafür, dass mein Alltag mir Grenzen steckt. Ich schäme mich, weil ich befürchte, dass es eines Tages zu spät sein wird. Dass eines Tages ein Richter entscheiden wird, dass Victor sterben wird.

Ich habe Angst davor, keine Briefe mehr aus Raiford, Florida zu bekommen.

Vielleicht gelingt es dem Anwalt, aus der Todesstrafe ein Lebenslänglich zu machen.
Ich bete dafür.

Victor nicht. Nicht wirklich. Er wäre lieber tot, als sein ganzes Leben im Gefängnis zu verbringen. Ich verstehe ihn. Und ich verstehe ihn nicht.

Ich liebe das Leben. Meines, das meiner Kinder. Und das von Victor. Denn es ist wertvoll. Wert, gelebt zu werden. Hinter Gittern, abseits. Aber gelebt.

Er ist ein Mörder. Ich weiß. Und er ist ein Freund. Your friend until the end, schreibt er in dem Brief, den ich letzte Woche bekommen habe.

Ich weiß nicht, wann das Ende kommt. Vielleicht pralle ich morgen mit meinem Auto gegen einen Baum. Vielleicht stirbt Victor vor mir. Ich weiß es nicht. Aber ich spüre, dass wir diesen Weg gemeinsam gehen. Wohin auch immer.

Und ich hoffe, dass ich im wahren Leben das Drehbuch ein wenig umschreiben kann.
„I wish, I could hug you one day“, sagt Victor.

Ich umarme ihn. Mit Worten, mit Kinderzeichnungen meiner Tochter.

Die Beklemmung ist da. Jetzt, in diesem Moment.

Aber ich weiß, dass ich etwas tun kann gegen sie.

Words can be the strongest weapons.

Silke Porath

Autorin und Journalistin

Jahrgang 1971

Lebt mit ihrer Familie im schwäbischen Spaichingen